

4 Ak 99999-1
a 103285

Wissenschaft im Dienst der Heimat.

Vortrag auf dem 27. Niedersächsentag
zu Göttingen am 9. Oktober 1937

VON

NACHLASS R. ELZE

Karl Brandt

Sonderdruck
aus den „Mitteilungen des Universitätsbundes Göttingen“, Jahrgang 19, Heft 1, 1938.

Liebe Landsleute, hochverehrte Gäste!

Wir stehen am Schluß dieser Tagung und mir obliegt es, noch einmal nach dem Geleitwort der Tagung das Grundsätzliche zusammenzufassen über das Verhältnis der Wissenschaft zur Heimatpflege. Wissenschaft im Dienst der Heimat, — ich will versuchen zu sagen, wo wir stehen und wohin wir marschieren.

Ist es nicht merkwürdig, daß heute, wo die Erde umrundet ist, das Ziel des 18. Jahrhunderts erreicht und keine unbekannte Menschheit mehr auf dieser Erde gefunden wird, der Menschheitsbegriff selbst verblaßt, ja zerrissen ist? Das 18. Jahrhundert gefiel sich im Menschentum und fand darin seinen Ausklang. Es liebte es, die Nationen zu kopieren, es stellte Menschenrechte auf, es umfaßte alles lieblich, was ein menschliches Antlitz trug. Und heute, wo Radio und Flugzeug die Erde zur einheitlichen Fläche gemacht haben, wo wir der Linien spotten, die Pässe und Wüsten und Hochgebirge setzten, wo es keine unentdeckten Räume mehr gibt, schließen sich diese Räume wieder vor unseren Augen.

Noch merkwürdiger, daß daselbe 18. Jahrhundert, das in Menschheitsträumen sich auslebte, uns doch auch die entgegengesetzte Einstellung geschenkt hat, die Vertiefung unserer Einsicht in das Menschentum, die Aufdeckung des Urquells aller Kraft; daß es hinüberleitete von den allgemeinen Begriffen des 18. Jahrhunderts zu den greifbaren des 19. Jahrhunderts; daß es entdeckte die fruchtbare Kraft des einzelnen Volkstums, daß es die Menschheit auflöste — unter Anteil auch der Göttinger Wissenschaft, vor allem Blumenbachs — in die Besonderheiten der Rassen, daß es auch die Volksstämme in ihre tieferen Gründe durchdrang, nicht nur biologisch, sondern auch nach ihrer geistigen Erscheinung in Volkslied und Volksbrauch, Volksrecht und Volkskunst, vor allem in der Volkssprache. Während der Weg der politischen Geschichte die Deutschen vom Weltbürgertum zum Nationalstaat führte, ging der Weg des Völkischen darüber hinaus, — das Deutschtum auch im Ausland einbegreifend — tiefer in das Wesen des Volkstums, in seine kleinsten Zellen, in die

Landschaften, in die Stämme, in die Besonderheiten jeder örtlichen Gemeinschaft, ja, weiter von den Blutgemeinschaften zu den Familien und über die Familie schließlich wieder zum Einzelnen.

Wenn schon dieser biologische Weg zum Geistigen zurückführte, wo immer das Leiblich-Geistige als eine Einheit zu betrachten ist, so sind wir doppelt im Geistigen, da ja alles dieses, das Wissen vom Volkstum das Sichfühlen als Glied einer Familie, als Glied einer Landschaft, ein Stammes durchaus etwas Seelisches ist. Man könnte wohl sagen: die unmittelbar natürliche und unbewusste Verbundenheit mit dem Boden der Heimat habe eigentlich nur der Landmann. Aber auch wir andere und ich glaube fast alle hier im Saale, die wir den Boden nicht selbst beackern oder beweiden, bewegen uns doch auf diesem Boden, atmen seine Luft, freuen uns seines Himmels, pflücken seine Blumen, hören das Rauschen seiner Bäume und bauen mit seinen Steinen und den Hölzern seiner Wälder unsere Häuser. Ja, man darf hinzufügen: die leicht macht die Naturferne, in der wir leben müssen, unser Natu und Heimatgefühl reflektierter und deshalb beziehungsreicher; sie macht unser Heimatgefühl in seiner Bewußtheit auch der Ordnung bedürftiger der Gliederung.

Damit stehen wir schon vor den Pforten der Wissenschaft. In den Augenblicke, wo wir diese Notwendigkeit stark empfinden und uns an sie schicken, sie zu befriedigen, treten wir in ihren Tempel ein. Wir können dabei nicht an dem Problem vorbeigehen, zu fragen, was diese Wissenschaft eigentlich ist und welchen Nutzen oder welche Gefahren sie für uns einschließt. Vorweg noch eines. Es ist sehr schön, daß Sie aus ganz Niedersachsen hier im Jahre des Universitätsjubiläums zusammen gekommen sind, und ich wage es, diese Versammlung als die letzte Nachfeier unseres 200 Jahrfestes zu betrachten. Heute sind in Ihnen eigentlich diejenigen bei uns, die es am nächsten angeht, und ich freue mich als ein Vertreter der Hochschule vor Ihnen Rechenschaft darüber ablegen zu dürfen, wofür wir eigentlich da sind, wozu alle diese Hörsäle und Institute, dieses emsige Schaffen in Studierzimmern, in Laboratorien und Kliniken, wozu diese ungeheure Fülle von Büchern da ist, die in der Universitätsbibliothek — dem Stolz des Niedersachsenslandes als eine der größten wissenschaftlichen Bibliotheken der Welt — mit annähernd einer Million Bänden aufgespeichert ist?

Wissenschaft ist in der Tat zuerst aufgespeichertes Wissen, und eben diese Schatzkammern, die Institute und die große Universitätsbibliothek sind ihre Magazine. Aber die Hochschule ist mehr. Sie ist zugleich die Vermittlerin des Wissens an immer neue Generationen. Sie wünscht

aus dem toten Wissen Leben zu gestalten durch Lehre und Forschung, — beide untrennbar einander verbunden. Lehren bedeutet, jungen Leuten die Wege zu weisen zu diesen Schätzen und sie mit diesen Schätzen umgehen zu lassen. Aber es bedeutet nicht nur dieses Wegweisen und die Vermittelung eines gewissen Mindestmaßes von Wissen auf den verschiedenen Lebensgebieten, sondern es bedeutet auch Erziehung zur Mitarbeit; und das ist die zweite, sittliche Aufgabe der Wissenschaft: die unablässige Bereicherung unseres Wissens durch gewissenhafteste Fortschung.

Jedes Wissen ist dazu da, den unstillbaren Erkenntnisdrang des Menschen zu befriedigen, auch im Dienste seines Daseinskampfes. Es geschieht zuerst durch richtiges Fragen. Denn es kommt nicht darauf an, ins Blaue hinein irgend eine scheinbar geistreiche, aber unbeantwortbare Frage zu stellen, sondern diejenige Frage, die nach dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft beantwortbar ist, also vom sicheren Bekannten zum nächsten Unbekannten vorzustoßen. Bei der Einstellung der Forschung erhebt sich das Problem — und ich werde auch ihm nicht ausweichen — der Zwecksetzung. Arbeitet die Wissenschaft um bestimmter Zwecke willen oder um der Wissenschaft willen? Das Letztere gewiß nicht in dem gröberen Sinne; wohl aber in einem feineren, den ich mir darzulegen erlaube. Ganz gewiß wollen wir wissen, wie man Krankheiten bekämpft, ganz gewiß wollen wir Rohstoffe gewinnen, wollen wir Vererbungsgesetze kennen und Mittel und Wege der Zucht. Aber der Weg der Wissenschaft ist der Umweg, und wenn ich sagte, daß nur die Fragen beantwortet werden können, die nach dem gegenwärtigen Stand der Wissenschaft reif sind, so haben wir die Formel für das Erlebnis der Erfindung. Gauß und Weber untersuchten die magnetischen Wirkungen des elektrischen Stromes und fanden etwas, was sie an sich nicht suchten, freilich sogleich in seiner Tragweite erkannten. Röntgen fand die heute nach ihm benannten kurzwelligen Strahlen und schuf damit das Mittel, das heute in allen Krankenhäusern der Welt angewandt wird, weil er nach dem damaligen Stand der Wissenschaft in der Lage war, diese Entdeckung zu machen. Aber weder er noch jene Vorgänger zogen aus zu dieser Entdeckung. Und so müssen wir schließlich überall die Wissenschaft ausbauen in ihre letzten Möglichkeiten, damit sie bereit sei, uns noch mehr zu schenken. Arbeitet unsere Heeresleitung nicht ähnlich? Auch sie weiß nicht, wann und wo und gegen welche Mittel einmal der Krieg geführt wird; wir wollen nur gefaßt sein auf alles. Diese Beweglichkeit und Freiheit muß auch die Wissenschaft haben; das ist Arbeit aus den inneren Gesetzen der Wissenschaft.

Dazu gehört freilich selbstlose Geduld und die Bewältigung unendlich Massen von Stoff. Ich erinnere mich aus Vorträgen an die 60000 Tauf liege deren Untersuchung wir die Kenntnis gewisser Erblichkeitserrscheinung verdanken, an die Generationen von Mehlmotten unseres Kollegen Küh. Ich selbst beziffere die Briefe Karls V, mit denen ich es zu tun hat auch auf mehr als ein halbes Hunderttausend. Lassen Sie mich die Bewältigung von Arbeitsmassen und die dazu erforderliche Sorgfalt, einem Beispiel erläutern, das für mich ein unmittelbares Erlebnis aus den letzten Tagen ist. Wir besuchten am vorigen Donnerstag einmal wieder die Ausgrabungsarbeiten an der Königspfalz Werla bei Goslar. Das wird bald eine der heiligen Stätten unserer Heimat sein, wo Heinrich sein Land zum ersten Male gegen den Ansturm von Osten schützte. Die Jahre sah man hier nur einen weiten Acker, nichts von Bauten oder Ruinen oder auch nur von Wällen; man wußte nicht einmal sicher, ob Werla dort gelegen habe. Vor drei Jahren hat der Landkreis Goslar durch Baurat Dr. Becker angefangen zu graben; im vorigen Jahre setzte Dr. Steckeweh die Arbeit fort; in diesem Jahre aber hat Dr. Schroll eingesetzt mit einer Feinheit der Methode, die unsere Bewunderung erregt. Fast 30000 Fundstücke hat er schon zusammengebracht, die sachlich geordnet aber auch genau verzeichnet sind nach ihren Fundstellen. Darauf wird sich einmal im einzelnen ergeben, was man über diese Stätte aussagen kann. Ganz planmäßig sind dabei die Suchgräben angelegt, nachdem man neuerdings aus Fliegeraufnahmen entnommen hatte, was kein natürliches Auge wahrzunehmen im Stande war: Färbungen und Schatten im Boden, die auf Wälle, Mauern und Tore wiesen. Man fand tatsächlich genau an den so erkannten Stellen den vermuteten Tatbestand hier Wall und Graben, dort Mauer und Tor. Und dieses Tor stellt sich nun dar wie eine kleine Porta Nigra auf niederländischem Boden, ein zwar primitiv gebaute, aber stattlich angelegte Einmarschpforte zur wehrhaften Pfalz. Hier konnte der König den Ungarn 924 unangreifbar bleiben und wir lernen zugleich, wie Heinrich I seine sogenannten Städte, in Wahrheit seine Grenzburgen im Osten, als unangreifbare Verteidigungsplätze gegen Ungarn und feindliche Slawen anlegte. Sie werden alle so ausgehen haben, wie dieses Werla. Solche Ergebnisse aber waren nur mit einer unendlich mühseligen, zeitraubenden und auch kostspieligen Arbeit Schritt um Schritt zu erzielen; Fundstück für Fundstück, Beobachtung auf Beobachtung, Grabenstücke und Mauerreste zusammengefügt schließlich zu einem einheitlichen abgerundeten Bilde. So soll wissenschaftliche Arbeit sich vollziehen, hingebungsvoll und fleißig, unter Anwendung aller nur möglichen Hilfsmittel, auch der technischen, die unsere Zeit zur Verfügung stellt

Ich habe damit vorgegriffen. Denn zur wissenschaftlichen Leistung gehört nicht zuletzt auch die Kunst der Antwort; nicht nur die Kunst der Frage. Die Aufgabe lautet, aus der Fülle der Beobachtungen und Feststellungen folgerichtig und vorsichtig die möglichen Schlüsse zu ziehen, die der Befund zuläßt. Daß wir sehr vieles nicht wissen, ist auch in jedem Einzelfalle schon ein Ergebnis. Daß wir vieles nur bedingt wissen, ist der Sinn aller echten und aller Arbeitshypothesen. Und endlich, daß wir einiges ganz sicher wissen, ist das beglückende Ergebnis, das gelegentlich auch dem Forscher geschenkt wird. Freilich, gerade die ganz sicheren Tatsachen werden wir mit der größten Behutsamkeit formulieren, und darin wird sich die Kunst der Antwort besonders auszuweisen haben. Voreilige Schlüsse und zu weitgehende Verallgemeinerungen sind immer Zeichen eines gefährlichen Dilettantismus.

Die wissenschaftliche Arbeit nun, die so entsteht, solchen Einsatz erfordert und den Menschen, der sich ihr hingibt, förmlich in ihre Sesseln schlägt, erlebt nicht selten den Vorwurf der Weltfremdheit. Sie muß ihn tragen. Denn der, der sich so mit den Dingen beschäftigt muß ganz in ihnen leben, er muß darin aufgehen, und muß sich auch gefallen lassen, daß man ihn wohl gar einen „zerstreuten Professor“ nennt. Auch der Künstler muß sich vollkommen konzentrieren; auch ihm muß man sein Künstlertum zugute rechnen, — vorausgesetzt, daß er wirklich etwas schafft. Aber daß die Wissenschaft grundsätzlich weltfremd wäre, daß sie der Lebenstüchtigkeit Abbruch täte, muß ich auf das entschiedenste bestreiten. Nietzsche hat einmal ein viel gelesenes Buch geschrieben über den Nutzen und Nachteil der Historie für das Leben und darin den Beweis angetreten, daß die Beschäftigung mit den Relativitäten der Geschichte Willen und Verantwortung lähme. Ich muß dagegen sagen, die Geschichte, die auf jeder Seite, wenn sie richtig gelesen wird, die Verantwortung des einzelnen lehrt, kann nur zum Einsatz und zur Tüchtigkeit erziehen. Das gilt sowohl von der großen allgemeinen Geschichte, wie von jeder menschlichen Lebensgeschichte im besonderen; und schließlich auch von der Heimatgeschichte. Denn — um nun zusammenzufassen — die Heimat lieben wir dadurch, daß wir sie kennen, und wenn wir sie kennen, und zwar in tausend einzelnen Stücken und Stückchen, dann fühlen wir uns mit ihr erst recht verbunden und werden uns für sie und die Menschen, die in ihr leben, mit verantwortlich fühlen und, wenn es sein muß, auch opfern. Und so würde ich sagen: auch die Heimatliebe wird durch die liebevolle wissenschaftliche Betrachtung nicht entseelt und paragraphiert, sondern beeeelt und tatkräftig werden.

Freilich, dieses Sichverfenken in die Dinge, auch in die Heimat, schlie-
nun noch einen weiteren Vorwurf gegen die Wissenschaft in sich, den i-
schon leicht gestreift habe, der aber noch einmal für sich herausgeholt
werden muß, das Spezialistentum. Jeder von Ihnen geht, wenn
krank ist, gern zu einem Spezialarzt und findet sich beruhigt, aber e-
wissenschaftlicher Spezialist erscheint den meisten Menschen als ein Greu-
Vergessen Sie nicht, wenn einer unter seinem Spezialistentum leidet, da-
ist es der Spezialist selber, keinem anderen tut er etwas zu Leide. Lassen
Sie ihm also seine Freude und seine Last. Daß es ohne Spezialist
nicht geht, darüber wird eine einfache Überlegung sofort Klarheit bringe
Ich gehe aus von dem früher Gesagten, daß alle Wissenschaft ihre Leben-
bedingungen in sich selber trägt und daß ihre Fortbildung immer n-
da erfolgt, wo eine Zelle reif geworden ist und weitere Ansätze treibt
Daraus folgt, daß ein Forscher die Art und Triebkraft seiner Wissenschaf-
genau kennen muß, daß er sich in sie vertieft haben muß, wenn er s-
erfolgreich weiter pflegen und entwickeln will. Man kann nicht al-
Wissenschaften kennen; genug, wenn man innerlich aufgeschlossen blei-
für möglichst viele wissenschaftliche Methoden und Inhalte. Aber c-
einem Punkt muß man wirklich Bescheid wissen. Das kommt nur d-
Allgemeinheit zugute. So ist der Spezialist meinetwegen ein notwendig-
übel, aber er ist fruchtbar und sachdienlich.

Man könnte weiter einwenden, auch die Heimat sei eine große lei-
seelische Einheit. Sie habe ihren Boden, den uns Geologen und Boden-
kundler kennen lehren, und darauf wachse das Leben, wachsen d-
Pflanzen und Bäume, haufen die Tiere in unablässiger Wechselwirkun-
miteinander, und so gehe es weiter bis in die menschliche Siedelung un-
Tätigkeit, — alles nur eine große beziehungsreiche Einheit. Sollte ma-
daraus nicht den Schluß ziehen, das Wesentliche bei der Heimat sei, s-
als Ganzes zu sehen, in einer Schau zu fassen? Kein Begriff hat
seit Jahren so viel Unheil angerichtet wie diese berühmte Gesamtschau
Man kann weder die wissenschaftliche Arbeit noch das eigene inner-
Verhältnis zu ihr beginnen mit der „Schau“. Das bleibt unfruchtba-
zeitigt keine Ergebnisse. Jede wissenschaftliche Ergründung geht vielmehr
über den Weg des Kleinen, des eindringenden Fleißes, der peinlichste
Sauberkeit, Glied um Glied. Echte Schau wird das Bild einer Heimats-
sein, das schließlich als Ganzes auf Grund zahlloser Einzelzüge empfunden
wird. Aber um Gottes Willen lassen Sie unsere Jugend nicht mit der
Schau sich an der Heimat versuchen. Ich habe vor ein paar Jahre
in diesem Kreise in Hannover erzählt, wie ich von meinem Vater in d-
Osnabrücker Heimat eingeführt bin durch das Botanisieren, durch d-

Liebe zu den Blumen. Ja, die habe ich dort zu Lande alle wirklich gekannt und mit allen ihren Würzelchen bin ich meiner Heimat verbunden geblieben. Diese Verbindung reißt nie ab und sie begleitet mich belebend überall hin; ob ich in Rumänien oder Norwegen gewesen bin, in Spanien oder im Osten, ich grüße immer die Blumen zuerst, die ich von Kindheit an kenne, und sehe zugleich das Besondere jeder Landschaft in dem, was mir darin neu ist. Wirkliche Heimatverbundenheit wächst nur auf einem solchen Wege. Der eine sammelt Pflanzen oder Tiere, der andere zeichnet Trachten oder Hausgrundrisse, oder er macht sich schon als Junge Gedanken über die wirtschaftlichen Zusammenhänge von Boden und Kultur. Immer aber muß Glied an Glied gesetzt werden in folgerichtiger Arbeit; sonst gibt es nie etwas Ganzes und auch nie die große Schau.

Daran aber möchte ich das Folgende anknüpfen. Die einzelnen Wissenschaften sind alle nach der Reihe irgendwie an irgendwelchen Teilen unserer Heimat und unserer Lebensinteressen beteiligt, und für alles, was Sie in der Heimat genießen, sind Sie, wenn Sie es beziehungsreich genießen, irgend einer Wissenschaft verpflichtet. Ohne diese wäre das alles einfach nicht da. Es muß immer wieder daran erinnert werden, daß von unserem ganzen geistigen Besitz, soweit er sich auf die Vergangenheit bezieht, nichts vorhanden wäre ohne die Geschichtswissenschaft. Sie alle arbeiten mit historischen Vorstellungen, mit den großen Figuren unserer Geschichte oder den Zusammenhängen der Landesgeschichte. Das alles ist aber nach und nach erst durch wissenschaftliche Arbeit gefunden und geformt. Wir sprechen von dem Wesen der Gesteine, von den Bodenarten; der Landmann hat es sich ausprobiert, daß da dieses und dort jenes gedeiht; aber jeder Fortschritt wird nur dadurch möglich, daß diese Dinge wissenschaftlich erprobt und begründet werden und man infolgedessen auch aus geringerem Boden höhere Erträge ziehen kann. Ob Sie mit dem Boden beginnen, oder mit dem Menschenleben schließen, auf der ganzen langen Reihe erkennen Sie überall die Erträgnisse dieser selben Arbeit. Der Boden ist durch die Geologen in seinen Tiefen untersucht, durch die Bodenkundler in der obersten Ackerkrume und in bestimmten Eigenschaften beschrieben. Wir kennen auch die Beziehungen und Formen der Gebirge aus den geologischen Befunden als ihren Ursachen. Das eine ist für die Ernährung, das andere für die Siedelung, Machtbildung und Geschichte der Menschen bestimmend. So ist alles Wissen nicht nur ein beziehungsreiches, sondern immer auch ein Stück kausaler Begründung, eine Summe von Antworten auf die Frage: woher kommt das und wie nußt sich das?

Wir sind dankbar, daß Albert von Hofman uns vor elliſchen Jahren das ganze deutſche Land in allen ſeinen Erſcheinungsformen ſehen gelehrt hat, inſofern er die Pässe und Täler, Höhen und Höhenzüge, Ebenen und Verkehrsſtellen in ihrer Bedeutung für unſere Geſchichte mit einer ungeheuren Fülle von immer neuen Beiſpielen anſchaulich gemacht hat. Mit dem Geographen iſt daran die geſamte Naturwiſſenſchaft beteiligt; nicht minder die eigentliche Geſchichtswiſſenſchaft in allen ihren Ausſtrahlungen. Denn überall auf dieſem Boden hat ſich ſchon früh das Menſchenleben angeſiedelt und ſo finden wir uns ſelber immer wieder in ſeinen Segnungen wie in ſeinen Nöten. Wir kämpfen um den Boden der nichts hergibt, und erleben umgekehrt Jahre des Überflusses. Alles dieſes, die Hilfe aller Wiſſenſchaften bei der Erkenntnis aller Elemente der Heimat ſchaffen, beſchreiben und erklärend, die Fülle jener Beziehungen, von denen ich eingangs gesprochen habe als einer planvollen Beſeelung der Heimat. Es kommt nicht darauf an, daß ſie schön ſei; es kommt nur darauf an, daß ſie beziehungsreich ſei. „Und ſeien es kahle Felſen und öde Inſeln“, ſagt Ernst Moritz Arndt von der Heimat „und wohne Armut und Mühe dort mit Dir, — Du mußt das Land ewig lieb haben. Denn Du biſt ein Menſch und ſollſt nicht vergeſſen, ſondern bewahren in Deinem Herzen.

Man könnte im Anſchluß daran vielleicht ſagen: jene im Ausgangspunkt biologische Betrachtung der Heimat in ihren natürlichen Beziehungen bleibt doch weit zurück hinter dem, was wir das geiſtige und ſittliche Leben des Menſchen nennen. Auch das iſt nicht der Fall. Ich habe vorher ſchon angedeutet, daß ſelbſt die Landſchaftsformen vielfach ſchon die Bindung des Lebens und des Schickſals bedingen. Aber auch wo der Boden nur Schauplatz der großen Ereigniſſe iſt, die ſich einſt auf ihm abgeſpielt haben ſchon da iſt er uns heilig, unabhängig von dem Maß ſeiner Nutzung. Man wird immer wieder die Schauer der Vergangenheit um ſich wehen fühlen wo einem als Kind anſchaulich gemacht war: hier wurde gekämpft! Wenn aber der Boden in ſeiner Heiligkeit empfunden wird auch da, wo er kein romantiſches Burgen und keine ſichtbaren Denkmäler hat, ſondern nur „kahle Felſen und öde Inſeln“ und dann doch zu uns ſpricht, dann iſt man auch der Frage ſchon ganz nahe nach den Beziehungen aller dieſer Dinge zu dem, was wir das Schickſal nennen. Man kann die Geſchichte eines Menſchen ſchreiben und in jedem Menſchenleben die ungeheure Tragik unſeres Schickſals empfinden. Aber auch die Dörfer und die Städte haben ihr Leben und ihr Schickſal, können alſo auch ihre Biographien haben, wenn ſich unſere Literaten nur damit beſchäftigen möchten. Auch die Elemente und Gemeinſchaften der Heimat ſind Lebeweſen wie die Natur und ich finde das Leben in dieſen Gemeinſchaften iſt genau ſo heilig, genau ſo eindrucksvoll

voll, genau so großartig, wie das des Einzelnen, das uns nur unmittelbar berührt. Schicksal ist auch dieses. Von hier möchte ich zurückgreifen und im Zuge dessen, was ich schon andeutete, sagen: es kommt nicht auf die Schau an und nicht auf die Schönheit eines Landes, sondern auf den Reichtum der Beziehungen, auch zu vergangenem Menschentum. Auch das Schädliche sollen wir sehen, auch das Kranke in der Natur, weil alles dieses im Menschenleben genau so wieder vorkommt. Umgekehrt ist die Natur genau so liebenswert und genau so furchtbar wie das Menschenleben. Naturschutz und Denkmalschutz ist eines wie das andere. Überall ist es die Liebe und die Beziehung, die wir zu den Dingen haben und damit das Spielen der goldenen Fäden, die sich von Generation zu Generation spinnen und uns bewußt machen, daß vor uns Geschlechter auf diesem Boden gelebt haben und daß nach uns Geschlechter auf diesem Boden leben werden, die hoffentlich alle diese selben Denkmäler ehren und lieben werden.

Wir haben die Gewißheit, daß die Verbundenheit der Wissenschaft an unserer Hochschule mit der Heimatpflege als eine Frucht des Jubiläums unserer Universität in den nächsten Jahren ein neues Leben und eine innere Förderung erfahren wird. Die Provinz hat der Universität ein Institut für Landeskunde geschenkt. Durch dieses Institut soll all das gepflegt werden, was ich die Ehre hatte, heute vor Ihnen auszuführen. Das bedeutet, es soll auch da Wissenschaft als Wissen gepflegt werden; es soll auch da eine Stätte sein, wo man alles das erfahren kann oder wo wenigstens die Wege gewiesen werden können zu dem, was in unserer Heimat an Natur und Kultur und Geschichte wesentlich und beachtenswert ist. Es soll aber auch fortgearbeitet werden. Es soll gelehrt werden; es soll das Interesse der Studierenden aller Fakultäten auf die Heimatpflege und ihre Mittel gelenkt werden. Es soll zur Mitarbeit angeregt werden in jener sauberen und durchdachten Methode deutscher Wissenschaft, die ja im Grunde genommen nichts anderes ist als die Anwendung des gesunden Menschenverstandes und als solche erzieherisch wirkt und beglückend zugleich. Wir hoffen, daß die jungen Leute, die durch dieses Institut gehen, ihrerseits tätige Träger der Heimatpflege werden, die auf der einen Seite die echte wissenschaftliche Zucht, auf der anderen den ganzen Reichtum der Beziehungen zu allen Teilen unseres heimatischen Natur- und Menschenlebens mitbringen, die, wie ich fest überzeugt bin, die Heimatliebe vertiefen und ihre Dauer gewährleisten. Mein sehnlichster Wunsch ist, daß diese beiden Kräfte sich finden und für alle Zeit fördern mögen, die Landesuniversität und der Niedersächsische Heimatschutz.
